

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 30

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

28. Juli

Das Lied vom Vaterlande.

Don Jakob Frey.

Ich bin in stiller Sommernacht
Den See entlang gegangen,
Wo, mondlichtschimmernd angefaßt,
Die Wasser leis erklangen.
Und auf der feuchtbeglänzten Bahn
Glitt leichten Laufs ein Kahn hinan,
Aus dem ein milder Mädchenfang
Bald fern, wie traumverloren klang:
„Rufst du, mein Vaterland!“

Und wie ich bei des Morgens Schein
Zur Stadt im Tal gekommen,
Kam auch das Volk zum Tor herein
Wie Wogenflut geschwommen;
Seßfahnen wehn; der Schüsse Knall
Weckt weit durchs Tal den Widerhall;
Die Menge aber wogt' und quoll,
Bis es zu tausend Stimmen scholl:
„Rufst du mein Vaterland!“

Ich ließ die Stadt und stieg hinan
Den Pfad zur grünen Halde,
Wo sich ein lichter Wiesenplan
Umsäumt mit dunklem Walde.
Da war's wohl still; nur fernher drang
Verlorner Herdenglöcklein Klang;
Doch frisch erhob der Hirtenknab'
Das Lied und sang zum Wald hinab:
„Rufst du mein Vaterland!“

Da hielt ich an; zu Häupten glüht
Der Firn im Abendstrahle,
Zu Süßen duftet und erblüht
Die Sommerpracht im Tale.
Mir war's als ob des Herren Hand
Sich segnend leget auf mein Land,
Und wie ein tieferschauernnd Wehn
Süßlt' ich mir's durch die Seele gehn:
„Rufst du, mein Vaterland!“

Er und Sie und das Paradies.

Roman von Lisa Wenger.

16

Der Abschied von Vater Stefan und Mutter Marei war ein kurzer gewesen. Die Mutter hatte feierlich einen Kaffee gekocht, ein Kuchen stand da, die kugelrunden, goldenen Tassen gleißten, aber Vater Stefans Gesicht war voll ungewöhnlicher Runzeln, die er durch Hinaufziehen der Stirnhaut erzeugt hatte und künstlich festhielt, denn im gewöhnlichen Leben war sein braunes Gesicht glatt und fest.

Er war sehr unzufrieden mit Martin und sprach in der richtigen Erwägung, daß Lis an der ganzen Umwälzung der Dinge schuld sei, kein Wort mit ihr. Martin hatte er seine Meinung längst gesagt. Er wiederholte sie jetzt und kümmerte sich wenig darum, ob Martin einmal dunkelrot und dann blaß wurde. Er sah nur die groben Umrisse von Martins Entschluß, die Schulmeisterei aufzugeben und Sängers zu werden, und nahm keine Rücksicht darauf, daß Lis sein

Schelten mitanhörte, konnte sie auch vermöge seiner kräftigen und derben, aber auch gröberen und wenig zarten Art gar nicht nehmen. Martin bat den Vater endlich, ihm zu glauben, daß er auch auf dem Theater und in der Stadt er selber bleiben werde, und daß ihm sicher keine Schande erwachsen solle. Lis mußte sich sehr zurückhalten, nicht aufzufahren und zu sagen, daß sich Vater Stefan darüber freuen solle, durch seinen Sohn berühmt zu werden, und daß er Martin dankbar zu sein habe, wenn der Name Born von Meer zu Meer fliegen werde. Sie schwieg, durch einen Blick Martins gewarnt. Aber Mutter Marei hatte keinen Grund, ihren Mund verschlossen zu halten.

„Ich habe selten etwas so Einfältiges gehört, wie jetzt deine Rede, Stefan,“ meinte sie. „Ein schlechter Tausch, sagst du? Ein böser Entschluß? Ja wohl. Und jetzt schon

werden der Martin und die Lis in dem mächtig vornehmen Haus des Bianchi wohnen, und alles Geld, was sie brauchen, streckt er ihnen vor und will gar keine Zinsen dafür..“



James Vibert: Die Freiheit. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses in Bern.

„Mutter, erzähl doch das nicht allen Leuten,“ rief Lis mißmutig. „Wenn du es so herfragst, klingt's gerade, als seien wir Bettler. Die Sorella ist gekommen und hat uns angeboten, die zwei leeren Zimmer oben in ihrem Haus zu benutzen und hat dazu bemerkt, daß es für sie eine Freude wäre, Martin und mich als ihre Gäste bei sich zu haben, bis wir wüßten, wo wir bleiben wollten.“ Martin nickte. Sein Gesicht wurde heller.

„Sie war sehr zart und diskret, und als sie in unserer Stube saß, hatte ich das Gefühl, daß wir eine Freundin an ihr haben werden.“

„Ist schon gut. Auch nützt alles Reden nichts mehr, jetzt, wo es zu spät ist. Ein Sänger, der Martin! Es will mir nicht in den Kopf.“ Stefan Born schüttelte seinen buschigen Kopf und stützte ihn endlich widerwillig ergeben auf die Hand.

„Eßt in Gottes Namen,“ sagte Mutter Marei, „es wird nicht so schlimm sein, wie's der Vater malt. Es gibt doch auch berühmte Schornsteinfeger und Droschkenfutcher, die Sänger wurden, gelt Lis, warum soll's auch nicht auch

einen berühmten Schulmeister geben?“ Sie legte beide Fäuste neben ihren Teller und sah den Schmied herausfordernd an.

„Freilich, warum nicht, warum denn nicht?“ höhnte Stefan. „Aber muß gerade der Martin es sein, der solch ein berühmter Schulmeister wird?“ Er stand auf und ging in die Nebenküche, kramte dort herum und kam mit einem kleinen Paketchen wieder. „Da, damit ihr nicht gleich Betteln müßt,“ brummte er unwirsch und warf das Paketchen auf den Tisch, daß es klirrte.

„Ja, Vater, so kann ich dein Geschenk nicht nehmen,“ sagte Martin und ließ das Geld liegen. Marei gab ihm aber einen heftigen Stoß unter dem Tisch.

„Willst du's nicht, so gib's der Lis,“ sagte sie hastig, denn sie fürchtete, der Schmied könnte das Geld zurücknehmen. „Nimm es, Lis, wenn's der Martin nicht will.“

„Kommt auf eins heraus,“ sagte Vater Stefan. „Und jetzt will ich hinunter in die Schmiede. Reut mich, daß ich nicht auch ein Sänger geworden bin, ich hätte es leichter gehabt.“ Er sagte es grimmig. Aber die andern lachten laut heraus, denn der Schmied hatte eine Stimme wie ein Waldkauz. So flog doch noch ein heller Schein über den Abschied Martins von seinem Vater.

Mutter Marei war ohnehin sehr zufrieden. Lis wurde vornehm, kam in die Stadt und wurde reich. Sie wollte die Kinder durch das Dorf begleiten und setzte ihre Haube mit den gelben Bändern auf. Da sie längst dafür gesorgt, daß die wunderbare Erhöhung ihres Schwiegerjohnes kein Geheimnis geblieben im Dorf, kam es von allen Seiten aus den Haustüren geströmt. Es war für Martin ein Spiekrutenlaufen ohnegleichen, eine seelische Pein, auf alle die Fragen antworten zu sollen, die ihm und Lis gestellt wurden. Es wechselten Verachtung ob des Komödiantentums und Unterwürfigkeit ob des zukünftigen Reichtums im Klang der bäuerlichen Stimmen. Es purzelte alles in ihren Reden durcheinander, der berühmte, sagenhafte Meister, der Martin unterrichtet, die Lorbeerkränze, das Geld, Amerika, Diamanten und Perlen, und manch einer benützte nebenbei die Gelegenheit, um Lis zum Abschied noch eins auszuwischen, Martin einen Hieb zu geben, der nicht pariert werden konnte. Eine lange Reihe Abschiednehmender und nur Neugieriger lief neben Martin und Lis her. Ihm war längst heiß geworden, und er atmete erst auf, als er im Zug saß, der nach Arbach führte.

„Heute haben wir viel Böses abgehüßt,“ sagte Lis lustig und sah durch die Scheiben auf die Dorfleute hinunter, die noch voll Eifer ihre Hände reden ließen, nachdem Martin ihren Worten entrückt war.

Der schönste Abschied war der von den Kindern gewesen. Sie waren in der letzten Stunde dageessen wie arme kleine Schäflein, die den Weg verloren. Die Mädchen hatten geweint, und die Buben zeigten Lust dasselbe zu tun. Es war mäusehinstill in dieser letzten Stunde gewesen, denn der Lehrer hatte wunderschöne Geschichten erzählt. Das Herz tat ihm weh, als er um zwölf Uhr unter der Türe stand und jedes der Kinder an sich vorüberziehen ließ, ihm die Hand zum Abschied gab und jedem ein freundliches Wort sagte.

Am Abend waren sie dann wiedergekommen und hatten gebracht, was sie hatten erreichen können, Säcklein mit örrnen

Birnenschnitzen, Mehl, Kirchwasser, und manches der Kinder legte neben den Lehrer ein Paketchen auf den Tisch, das Geld enthielt. Und zuletzt holten sie einen Dedelforb hervor, und eines der Kinder sagte schamhaft und doch stolz, daß sie das Geld unter sich zusammengelegt hätten, um dem Herrn Lehrer eine Freude zu machen, und es sei ihr eigenes Geld gewesen, und da sei das Geschenk, und die Frau Lehrerin müsse es auf ihren Arbeitstisch stellen und dürfe es nicht im Schrank verbergen.

Sie holten mit unendlicher Sorgfalt eine Glasglocke hervor, unter der sich ein Reiter aus Tragant befand, der grimmig den Säbel schwang. Ihn beschattete eine riesengroße Rose. Martin und Lis dankten gerührt, und Lis küßte die Kleinsten. Als sie aber einen der kleinen Jungen küssen wollte, wischte sich der den Mund, und alle lachten laut. So glitt auch hier ein Lachen über den Abschied und vergoldete ihn.

Die Lieder, die die Kinder ihrem Lehrer gesungen, der Cäcilienchor, der ihn mit Chören geehrt hatte, hatten Martins Behmut gewedt. Er war froh, als Lis sich ein letztes, herzhaftes Lachen erküßt hatte.

Am andern Morgen waren sie von Urbach fortgezogen...

Bianchi hatte Martin zu langen und stürmischen Aufferredungen festgehalten. Der Meister hatte schon manchem Sänger ausfliegen helfen, hatte manchen auf seiner künstlerischen Laufbahn begleitet, bis der Schüler den Meister abschüttelte und eigene Bahnen ging. Wenige waren auf den Gipfel gelangt. Viele waren zugrunde gegangen, einige hatten die breiten Wege der Gewöhnlichkeit eingeschlagen, ihr Bäumlein gepflegt und Geld beiseite gelegt.

Aber jetzt, bei Martin, rüstete sich Bianchi, Großes zu erleben. Er wollte nicht nur der Welt einen Sänger schenken, wie sie ihn selten gehört, er wollte selbst ein Glück genießen, wie es ihm, so sehr er sich darnach sehnte, nie zuteil geworden war. Er wollte, wenn Martin sang, die Augen schließen können und vergessen, daß er ein Mensch sei und noch auf Erden. Aber noch fehlten die allerleuchten Lichter auf seinem Kunstwerk, noch feilte Bianchi an Martins Stimme herum, noch quälte er ihn mehr als je, aber das große Ereignis, Martins Auftreten, lag doch nicht mehr in blauer Ferne. Es lag greifbar vor ihm.

Gemeinsam mit einem Schauspieler, dem Leiter der Opernklasse, dem in seiner Jugend die leuchtende Flamme des Ruhms gegläntzt, und der seine Stimme verloren, bildete er nun Martin für die Bühne aus. Es war keine leichte Arbeit, weder für den Lehrer, noch für den Schüler.

Bianchi wetterte und fluchte. Die „Bauernlämmer“ flogen nur so herum, der Meister verhöhnte sich selbst, daß er auf den Gedanken gekommen, einen solchen Ladestock, einen derartigen Heuochsen das Schauspielen lernen zu wollen. Und Übungen, nichts als Übungen, Armbewegungen, Beinbewegungen, Augenklappen, Brauenrunzeln, Lächeln, Trauern, Höhnen und Spotten. Martin wurde das alles zur bitteren Arznei. Stundenlang deklamierte Bianchi Martin vor, stundenlang mußte Martin ganze Szenen wiederholen. Er hatte eine wunderschöne Aussprache — auch das war im Anfang ein fast unübersteiglicher Berg gewesen —, und so hatte der Meister wenigstens etwas, das ihn während der peinlichen Lehrzeit erfreute.

Neben diesen technischen Vorträgen ließ es Bianchi nicht an praktischen Lehren aller Art fehlen.



James Vibert: Der Friede. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses in Bern.

„Mach dich kostbar, Martin, das ist die Hauptsache,“ predigte er. „Verhandelst du mit Agenten, seien sie noch so unverschämte oder unentbehrlich, so tue, als sähest du sie nicht. Pf!“ Er machte die Gebärde des verächtlichen Wegblasens und schloß die Augen. „Wer bist du, Mikrobe, mußt dein Gesicht sagen, daß du an mich gelangst? Macht er dir Vorschläge, tue wieder, als hörtest du nicht hin. Steck dir eine Zigarette an — du mußt Zigaretten rauchen, Kerl, wie soll sonst die Gesellschaft wissen, daß du einer der ihren bist — und betrachte sie, als sei sonst nichts wichtig in dieser Welt. Der Agent wird sein Angebot verdoppeln. Sprichst du aber mit dem Direktor oder dem Intendanten selber, dann lächle und sieh ihm in die Augen, blinzele, daß

